

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeitspaltzeilen oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinskunden 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Druckstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Die bürgerliche Demokratie.

Leipzig, 30. September.

Der dieser Tage zu Stuttgart abgehaltene 19. ordentliche Parteitag der demokratischen Partei oder, wie sie sich offiziell nennt, der deutschen Volkspartei, hat den Beweis geliefert, daß diese Partei in ihrer Ausbreitung keine Fortschritte gemacht hat. Wohl war der Parteitag sehr zahlreich besucht, allein es stellte sich heraus, daß die Partei nur in Württemberg, in Baden, in der Pfalz, in einigen Wahlkreisen Bayerns und in Frankfurt am Main über lebens- und kampffähige Organisationen verfügt. Was sonst sich an volksparteilichen Elementen in Deutschland vorfindet, sind fast nur vereinzelte Personen, zerstreut in partibus infidelium.

Die deutsche Volkspartei ist in diesen Blättern schon mehrfach charakterisiert worden. Für diesmal sei hervorgehoben, daß der Parteitag keine hervorragenden Momente geboten hat. Dies sei im Voraus bemerkt zur Ernüchterung für jene demokratischen Blätter, die nach einem lebenswürdigen Herkommen die sozialdemokratischen Parteitage stets „geistig inhaltslos“ finden, weil es auf diesen Parteitagen nicht so gemacht wird, wie es gewissen Herren Demokraten recht wäre. Wer aber die größten Leistungen in der Länge der Reden erblickt, der konnte auf dem demokratischen Parteitag durch eine Rede des berühmten Ellenredners Quibde vollauf befriedigt werden. Sonst war, was Quibde über die Rechtspflege im deutschen Reich sagte, teilweise recht gut.

Bei mehreren Gelegenheiten brach in der Versammlung ein starker Widerwille gegen sozialpolitische Reformen durch. Die schwäbische Demokratie ist von jeher von manchesterlichem Geiste erfüllt gewesen und wenn deren Presse in Fragen des Arbeiterschutzes der Sozialdemokratie gegenüber die Priorität in Anspruch genommen hat, so war dies eben so lächerlich, wie bei den Centrumsparlamenten, die die gleiche Komödie gespielt haben. Die Frankfurter Zeitung und Herr Sonnemann gehen den schwäbischen Demokraten als Sozialpolitiker schon viel zu weit und nähern sich zu sehr den „Kommunisten“. Herr Sonnemann sollte auf diesem Parteitag ein Referat über die Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit halten und positive Vorschläge machen. Er konnte aber „den Beifall des engeren Ausschusses mit seinen Vorschlägen nicht finden“ und so blieb er verstimmt vom Parteitag weg. Herr Bayer spendete ihm so etwas, was man in anderen Fällen „Kanzeltrost“ nennen würde, und die Sache ist damit wohl für immer abgethan.

Das ist auch ein Zeichen, daß die bürgerliche Demokratie nicht mehr entwicklungsfähig ist. Eine Partei, die sich in der Sozialpolitik nicht zurechtfinden kann, bleibt hinter den Anforderungen der Zeit zurück. In der Opposition ist sie zur Ohnmacht verdammt, eine Tatsache, die durch die Schwäche der von Bayer und Eugen Richter geleiteten Schattierungen der bürgerlichen Opposition nur zu drastisch illustriert wird. In beiden Richtungen ist die Großindustrie stark vertreten und diese will von einer Sozialpolitik, die ihr einige, verhältnismäßig geringfügige Opfer auferlegt, nichts wissen.

Einige kleine Nebenereien zwischen den Demokraten der verschiedenen deutschen Vaterländer zeigten, daß die innere Geschlossenheit der Partei auch zu wünschen übrig läßt. Die Düsseldorf-Demokraten beklagen sich über die „Juristhaltung“ der Schwaben, welche letztere, wie es scheint, nicht nur gegen die preussischen Junker, sondern auch gegen die preussischen Demokraten von unüberwindlichem Mißtrauen erfüllt sind, und die bayerischen Demokraten kamen in Konflikt mit der Parteileitung wegen des oberfaulen bayerischen „Freisinn“. Daß die Versammlung das Vorgehen der Parteileitung billigte, wird die Position der bayerischen Demokraten, die mit Recht von dem Freisinn nichts wissen wollen, nicht gerade stärken.

Der Parteitag nahm, was anerkannt werden muß, einstimmig eine sehr scharfe Resolution gegen die angekündigte Buchhausvorlage für Streikanzeigen an und forderte zugleich Mißbilligung der Koalitionsfreiheit und Ausdehnung des Koalitionsrechtes auf alle Arbeiter, also auch auf die ländlichen, was etwas heißen will bei einer Partei, die so viel Rücksicht auf die bäuerlichen Elemente nehmen muß. Allerdings würde wahrscheinlich mancher bisher demokratisch gesinnte Bauer der Volkspartei den Rücken kehren, wenn es mit der Einführung der Koalitionsfreiheit für die ländlichen Arbeiter Ernst werden sollte. In diesem Punkte sind so ziemlich alle Bauern in Schwaben und anderwärts gleich reaktionär.

Eine Resolution, die die deutsche Reichsregierung auffordert, sich an dem vom Zaren angeregten Friedenswerke zu beteiligen und die in Aussicht gestellte Abrüstungskonferenz zu beschicken, wurde gleichfalls angenommen. Die bürgerliche Demokratie glaubt demnach an den Ernst des russischen Vorschlags. Nun, die Welt wird ja bald darüber belehrt werden, ob der Kaiser Nikolaus II. nur eine harmlose Utopie oder ein infernalisches „Tria“ der russischen Diplomatie ist.

Man sprach sich gegenseitig Mut ein angesichts des Rück-

ganges der Partei bei den letzten Wahlen und Konrad Haubmann stellte eine kritische Betrachtung über die gegenwärtige kritische Lage an. Er sagte, wir gingen einer Aera der Kompromisse entgegen und empfahl energischen Kampf gegen alle reaktionären Bestrebungen. Dann meinte er: „Die Zeit für die große liberale Partei ist endgültig vorüber, die Zeit für die große demokratische Partei ist noch nicht gekommen!“

Ist das Optimismus oder Pessimismus?

Die „große liberale Partei“ ist allerdings eine Unmöglichkeit geworden; der feige und trügerische Liberalismus, der alles politische Unkraut in sich vereinigte und mit seinem feichten „Aufklärer“ nur eine andere Art von Volksverdummung betrieb, hat mit seinem Bankrott naturgemäß zur Stärkung des konservativen Princips beigetragen. Aber glaubt Herr Haubmann im Ernste daran, daß diese „große demokratische Partei“ kommen wird? Wir hätten gegen ein starkes demokratisches Bürgertum in Deutschland ganz gewiß nichts einzuwenden. Aber die bürgerliche Demokratie ist schon unterlegen in den Kämpfen von 1848 und 1849; sie unterlag in Preußen in dem großen Konflikt der sechziger Jahre abermals und ihr Untergang wurde besiegelt durch die kriegerischen Ereignisse von 1866 und 1870. Was sich erhalten hat, sind die Trümmer von ehemals, aber kein lebensfähiger Kern ist mehr vorhanden, aus dem sich eine neue große demokratische Partei entwickeln könnte. Dazu ist die Bürger- und Bauernschaft von heute nicht angethan.

Aber warum denn in die Ferne schweifen, wenn das, was man sucht, so nahe liegt? Allerdings nicht in dem Sinne der Demokraten wie sie in Stuttgart versammelt gewesen sind. Ist denn etwa die Sozialdemokratie nicht die große demokratische Partei unserer Zeit, wie sie ganz naturgemäß aus den bestehenden Zuständen heraus sich entwickeln mußte? Und hat neben dieser großen demokratischen Partei noch eine große demokratische Partei in Deutschland Platz?

Daß man sich gebärde, als sehe man dies nicht selber, kann unseren Respekt vor der bürgerlichen Demokratie nicht gerade erhöhen.

Im übrigen begrüßen wir es, wenn diese Fraktion entschlossen gegen die Reaktion kämpfen will. An uns wird es nicht fehlen.

Politische Uebersicht.

Ergebnisse der amtlichen Streikstatistik in Preußen. Wir haben erst jüngst wieder, bei einer Kritik der Buchhausvorlage, jener geheimen preussischen Auslandsstatistik

Seuilleton.

L'Adultera.

Von Theodor Fontane.

Melanie hatte sich rasch erhoben und war den verwundert und beinahe erschrocken dastehenden Kindern entgegengegangen. Als sie aber sah, daß Lydia einen Schritt zurück trat, blieb auch sie stehen und ein Gefühl ungeheurer Angst überkam sie. Nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Geth, mein süßer, kleiner Liebling... Komm... Kennst Du Deine Mutter nicht mehr?“

Und ihre ganze Kraft zusammen nehmend, hatte sie sich bis dicht an die Thür vorgewagt und bückte sich, um Geth mit beiden Händen in die Höhe zu heben. Aber Lydia warf ihr einen Blick bitteren Hasses zu, riß das Kind am Halsbande zurück und sagte: „Wir haben keine Mutter mehr.“

Und dabei zog und zwang sie die halbwidderstrebende Kleine mit sich fort und zu der halb offen gebliebenen Thür hinaus.

Melanie war ohnmächtig zusammengesunken. Eine halbe Stunde später hatte sie sich soweit wieder erholt, daß sie zurückfahren konnte. Jede Begleitung war von ihr abgelehnt worden. Niemandens Weisheiten und Jakobinens Albernheiten mußten ihr in ihrer Stimmung gleich unerträglich erscheinen.

Als sie fort war, sagte Jakobine zu Melchen: „Es hat doch einen rechten Eindruck auf mich gemacht. Und Grynaiski darf gar nichts davon erfahren. Er ist ohnehin

gegen Kinder. Und er würde mir doch nur sagen: „Da siehst Du, was dabei heraus kommt. Undank und Unnatur.“

XXI. In der Nicolaitirche.

Es schlug zwei von dem kleinen Hoftürmchen des Nachbarhauses, als Melanie wieder in ihre Wohnung eintrat. Das Herz war ihr zum Berspringen, und sie sehnte sich nach Aussprache. Dann, das wußte sie, kamen ihr die Thränen und in den Thränen der Trost.

Aber Ruben blieb heute länger aus als gewöhnlich und zu den anderen Aengsten ihres Herzens gesellte sich auch noch das Bangen und Sorgen um den geliebten Mann. Endlich kam er; es war schon Spätnachmittag und die dräben hinter dem kalten Gezweig niedersteigende Sonne warf eine Fülle greller Lichter durch die kleinen Mansarden-Fenster. Aber es war kalt und unheimlich, und Melanie sagte, während sie dem Eintretenden entgegen ging: „Du bringst so viel Kälte mit, Ruben. Ach, und ich sehne mich nach Licht und Wärme.“

„Wie Du nur bist,“ entgegnete Ruben in stichlicher Zerstreuung, während er doch seine gewöhnliche Heiterkeit zu zeigen trachtete. „Wie Du nur bist! Ich sehe nichts als Nicht, ein wahrer embarras de richesses, auf jedem Sofa sitzen und jeder Stuhllehne, und das Ofenblech stimmert und schimmert, als ob es Goldblech wäre. Und Du sehnst Dich nach Licht! Ich bitte Dich, mich blinder's, und ich wolk's, es wäre weniger oder wäre fort.“

„Du wirst nicht lange darauf zu warten haben.“

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er stehen und sagte teilnehmend: „Ich vergesse nach der Hauptsache zu fragen. Verzeihe. Du warst bei Jakobine.

Wie tief es ab? Ich fürchte, nicht gut. Ich lese so was aus Deinen Augen. Und ich hatt' auch eine Ahnung davon, gleich heute früh, als ich in die Stadt fuhr. Es war kein glücklicher Tag.“

„Auch für Dich nicht?“

„Nicht der Rede wert. A shadow of a shadow.“

Er hatte sich in den zunächststehenden Fauteuil niedergelassen und griff mechanisch nach einem Album, das auf dem Sofa sitze lag. Seiner oft ausgesprochenen Ansicht nach war dies die niedrigste Form aller geistigen Beschäftigung, und so durst' es nicht überraschen, daß er während des Blätterns über das Buch fortjah und wiederholentlich fragte: „Wie war es? Ich bin begierig zu hören.“

Aber sie konnte nur zu gut erkennen, daß er nicht begierig war zu hören, und so sehr es sie nach Aussprache verlangt hatte, so schwer wurd' es ihr jetzt, ein Wort zu sagen, und sie verwirrte sich mehr als einmal, als sie, um ihm zu willfahren, von der tiefen Demütigung erzählte, die sie von ihrem eigenen Kinde hatte hinnehmen müssen.

Rubehn war aufgestanden und versuchte sie durch ein paar hingeworfene Worte zu beruhigen, aber es war nicht anders, wie wenn einer einen Spruch herbetet.

„Und das ist alles, was Du mir zu sagen hast?“ fragte sie. „Ruben, mein Einziger, soll ich auch Dich verlieren?“ Und sie stellte sich vor ihn hin und sah ihn starr an.

„O, sprich nicht so. Verlieren! Wir können uns nicht verlieren. Nicht wahr, Melanie, wir können uns nicht verlieren?“ Und hierbei wurde seine Stimme momentan inulter und weicher. „Und was die Kinder angeht,“ fuhr er nach einer Weile fort, „nun, die Kinder sind eben Kinder. Und eh' sie groß sind, ist viel Wasser den Rhein hinuntergelaufen. Und dann darfst Du nicht vergessen, es waren